

Rede von Prof. Dr. Hendrik Streeck im Dom zu Münster am 19.08.2020

Ja guten Abend, meine Damen und Herren, zunächst möchte ich mich herzlich für die Einladung bedanken, die ich gerne angenommen habe, nicht zuletzt, weil ich dadurch nach Münster einmal wieder zurückkehren konnte; ich hatte eine sehr schöne Zeit hier und war auch ein paar Mal hier im Dom. Und dann möchte ich mich bei Ihnen für Ihr Interesse bedanken, einem Virologen heute zuzuhören.

Vor einem Jahr kannten die wenigsten die Berufsgruppe „Virologe“. Vor einem Jahr wäre ein Virologe auch nicht zu einem Vortrag in den Münsteraner Dom eingeladen worden, um über Hoffnung, ausgerechnet, zu sprechen. Warum müssen wir über Hoffnung aus der Sicht eines Virologen sprechen? Natürlich, es liegt auf der Hand, wir sind in einer Pandemie. Ein neues Virus, was bleiben wird und Teil unseres Alltags geworden ist. Wir hören und sehen jeden Tag apokalyptische Szenarien. Ein normales Leben mit dem Virus scheint fast unmöglich.

Reden wir also von Hoffnung, aber eine Fußnote vorweg: Ich muss betonen, dass Hoffnung nicht für alle Virologen das Gleiche bedeutet. Es ist den meisten wohl nicht entgangen, dass wir sehr unterschiedlich hoffen und denken. Wir haben zum Teil andere Ansichten und zum Teil konträre Meinungen, so wie es in der Wissenschaft aber üblich ist. Wissenschaft lebt vom Dissens, und das ist gut so.

Zur Zeit steigen die Infektionszahlen an. Es droht eine sogenannte „Zweite Welle“. Wenn wir testen, dann finden wir das Virus, dann wissen wir, wer infiziert ist, und wir können mittels App und Befragungen die Kontakte des Infizierten ausfindig machen, diese wieder testen, und so die Infektionsketten erkennen und unterbinden. Dadurch kann das Infektionsgeschehen auf einem Minimum gehalten werden. Wenn wir dann noch zusammenarbeiten, wie wir eben schon gehört haben, auf Abstand gehen, Maske tragen, Händehygiene und gute Husten- und Nies-Etikette einhalten, vielleicht noch nicht in Auslandsrisikogebiete fahren, und nicht mehr (uns) mit Familie und Freunden treffen, dann sollte es möglich sein, dass es bei sehr wenigen Infektionen bleibt. Deutschland ist gut. Wir sind extrem gut, Infektionen zu verhindern, wie wir das im internationalen Vergleich sehen. Der R-Wert, also die Reproduktionsziffer, lag sogar zeitweise bei rund 0,5. Das heißt, dass eine Person nur noch in der Hälfte der Fälle jemanden angesteckt hat. Jetzt ist dieser Wert wieder gestiegen. Jeden Morgen sehen wir die Infektionszahlen in den Nachrichten, die uns Angst machen. Unsere Disziplin scheint nachgelassen zu haben, daher jetzt der mahnende Finger, dass wir da wieder besser werden müssen; wir müssen also den R-Wert, den R-Faktor wieder unter eins bekommen.

Ein Virus, ein Wert, ein Ziel. Ist das virologische Hoffnung?

Die Realität ist: Das Virus ist Teil unseres Alltags geworden. Die Infektionszahlen werden immer wieder auf und ab gehen. Auch im Herbst rechne ich mit sehr vielen Infektionszahlen. Wie eine Dauerwelle werden diese Zahlen auf und ab gehen. Das sollte uns keine Angst machen, aber auch keinen Grund zur Hoffnung geben. Infektionen wird es geben, wenn es keinen Impfstoff gibt; ob es einen Impfstoff geben kann und wird, kann keiner vorhersagen. Wir können die Infektionszahlen beobachten, mehr aber auch nicht.

Was ist für mich Hoffnung in der Pandemie? Nun, um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns eine Sache erstmal vor Augen führen: dass zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte etwas Besonderes passiert. Es wird live zugeschaut und darüber berichtet, wie ein Virus sich ausbreitet. Jeder Aspekt wird im Moment beleuchtet: Corona und Fußball, Corona und Sommerferien, Corona und Schulen, die Liste könnte unendlich fortgesetzt werden. In dieser Infodemie scheint es, dass

dem Virus sprichwörtlich eine Kamera um den Hals gehangen wurde und wir jeden seiner Schritte beobachten: Erst die lokale Ausbreitung in Wuhan mit Bildern von einer Frau, die Fledermäuse isst, (die) suggerieren, dass dort die Infektion vielleicht sogar herkommt. Dann die Bilder von Menschen, die reihenweise von dem Virus infiziert auf der Straße in Wuhan umkippen. Desinfektionstrosse, die durch die Straßen ziehen, und plötzlich der erste Ausbruch in Deutschland, Webasto. Ein Ausbruch, der übrigens exzellent gemanagt wurde und eingedämmt wurde. Es folgten die wirklich schockierenden Bilder aus Bergamo: überfüllte Krankenhäuser, Särge, die vom Militär abtransportiert wurden. Ich muss sagen, auch ich habe angefangen, mir Sorgen zu machen: Müssen wir uns auf etwas Schlimmes gefasst machen? Sind wir gut vorbereitet? Im Rückblick: Wir waren es.

Es folgte die Kappensitzung in Gangelt. Mit einem Mal ein Ausbruch ganz nah vor der Tür, quasi ein Virus zum Anfassen nahe. Ein Student, der an der Schule Hausaufgabenbetreuer war, war dann der Index-Patient in Bonn. Beispiellos über Nacht fingen wir an, gemeinsam mit der Feuerwehr alle zu testen. Alle Schüler, alle Betreuer, insgesamt 234. Wir hatten dann erstmal keinen weiteren Fall mehr in Bonn. Für mich erschien der Ausbruch in Heinsberg aber größer. Es waren anfangs nur sieben Personen als infiziert diagnostiziert, aber einige hunderte in Quarantäne, einige waren sogar bereits auf der Intensivstation.

Aber wie war das Infektionsgeschehen in Heinsberg wirklich? Wieviele sind infiziert, wie geht es denen, die krank sind, und wer hat überhaupt wen infiziert? Wir haben daher unsere Sachen gepackt und sind nach Heinsberg gefahren. In enger Zusammenarbeit mit der Kreisverwaltung in Heinsberg und dem örtlichen Gesundheitsamt besuchten wir die Infizierten und die, die in der Quarantäne befindlich waren. Wir gingen zu deren Häusern und baten um Einlass. Nach anfänglicher Skepsis sprach sich in Heinsberg sehr bald in Gruppenchats herum, dass wir da wären, und wir wurden am Ende sehr freundlich aufgenommen. Den angebotenen Kaffee konnten wir durch unsere Schutzkleidung natürlich nicht annehmen, aber wir nahmen Erkenntnisse mit, und davon mehr als reichlich. Vieles von dem haben wir nie publiziert, vieles werden wir nie publizieren, weil, es gibt nur wenig Menschen, die diese Erfahrung machen, so viele Infizierte auf einmal zu sehen. Uns war ehrlich gesagt mulmig in unseren Anzügen in den Appartements, Häusern und Wohnungen einiger der Infizierten, in denen wir uns jeweils fast für eine Stunde aufhielten, nur mit Atemmaske und Handschuhen zum Teil bekleidet. Einige waren sehr krank, einige ächzten, einige husteten schwer, anderen ging es scheinbar gut. Man spürte die Krankheit in der Luft, und man wusste, es lag in der Luft. Ich weiß noch ganz genau, wie wir am ersten Abend nach Hause fuhren und wir uns angeguckt haben, und wir waren uns sicher, wir hätten uns infiziert. Wir waren es nicht, und über die nächsten Wochen hat sich übrigens keiner der über 40 Mitarbeiter, die mit mir in Heinsberg waren, infiziert. Das ist unsere Erfahrung als Virologen: Wir wissen, wie man sich infiziert und wie nicht, daher wissen wir auch, wie man sich schützt. Über die Wochen wurde aus Notwendigkeit Erkenntnis und aus Skepsis Freundschaft mit den Heinsbergern. Wir zogen und ziehen immer noch an einem Strang. Wir wollen Daten und Fakten zusammentragen über das Virus und die Pandemie. Denn nur wissenschaftlich fundierte Erkenntnisse können auch Anlass zur Hoffnung geben.

Das Virus macht Angst. Aber Angst ist der denkbar schlechteste und wohl gefährlichste Ratgeber, vor allem dann, wenn Angst politisiert wird. Der beste Weg, der Angst Herr zu werden, ist, die Gefahr realistisch einschätzen zu können, zu verstehen, was Angst macht, zu akzeptieren, dass Angst in diesem Fall irrational ist.

Angst kann man hier also nur mit Fakten begegnen, und man bekämpft sie, indem man analysiert, wo Gefahr lauert und welche Risiken es gibt. Natürlich dürfen wir unseren Alltag nicht von Sorglosigkeit dominieren lassen, aber von einer neuen Routine. Dazu gehört, uns immer wieder vor Augen zu führen, dass dieses Virus tödlich ist für wenige, genauso wie viele andere Viren auch. Und die Erkenntnis, dass das, was gerade passiert, nicht unser Untergang sein wird. Im Gegenteil: Hoffnung jenseits von Zahlen macht, dass wir das Virus von Tag zu Tag besser in den Griff

bekommen, dass unser Organismus sich in wachsendem Maße darauf einzustellen lernt, denn unser Immunsystem ist auch ziemlich schlau.

Unsere Daten aus Heinsberg belegen dies, und sie machen eigentlich Mut. Es gibt fast keine Übertragung über Oberflächen und Alltagsgegenstände. Jede fünfte Infektion verläuft komplett ohne Symptome. Eine Sterblichkeitsrate von 0,37 Prozent, die zwar, und das will ich deutlich sagen, über der der Grippe liegt, aber um das Zehnfache niedriger als die Zahlen, die uns täglich suggeriert werden. Und das Virus lässt sich damit einordnen ins Infektionsgeschehen. Es ist ein ernstzunehmendes Virus, aber man muss es auch nicht überdramatisieren.

Die überraschende Erkenntnis der letzten Monate ist, dass das objektivierbare Risiko für den einzelnen Menschen gering ist. Das gefühlte Risiko der Pandemie ist bei der Bevölkerung zur Zeit aber ein anderes. Jeden Tag erreichen mich Dutzende Anrufe, E-Mails, Anfragen, in denen ich gebeten werde, das persönliche Risiko einzuschätzen und auch für einzelne Personen abzuschätzen. Es wird lautstark in den Medien, von Politikern und auf Webseiten vor den möglichen Gefahren der Covid-19-Erkrankung gewarnt: „Covid-19 führt zu Langzeitschäden, Menschen haben noch Jahre damit zu kämpfen, es ist für jeden gefährlich.“ Auch wenn der Kern dieser Aussagen zutrifft, sind solche Warnungen dennoch dysfunktional. Die Wahrscheinlichkeit von Langzeitfolgen nach einer Corona-Erkrankung für den Einzelnen ist sehr gering, die Wahrscheinlichkeit, durch eine Mandelentzündung Langzeitfolgen zu haben, ist sehr gering, die Wahrscheinlichkeit, mit dem Flugzeug abzustürzen, ist sehr gering. Aber alles ist dennoch möglich. Alles, was ich als Arzt, und im Vordergrund bin ich Arzt, und Wissenschaftler tun kann, ist, mich auf Statistiken zu berufen. Hinter den Statistiken steht Wissenschaft. Aber darauf basierend kann kein Experte das gesellschaftliche Risiko, geschweige denn das Risiko einer einzelnen Person vorhersagen. Das Leben spielt da nicht immer nach der Statistik: Während auch der junge Mittdreißiger plötzlich durch das Virus niedergestreckt werden kann, haben auch Hundertjährige Infektionsverläufe ohne Symptome. Übermäßige Angst ist hier nicht am Platz.

Risiken werden nach Gefühl beurteilt und nicht nach objektivierbaren Daten. Viele Menschen zum Beispiel empfinden eine Flugreise als hohes Risiko, kaum einer eine Autofahrt. Dabei endet die pro Kopf und Kilometer mit zehnfach höherer Wahrscheinlichkeit tödlich. Wer am Flughafen aus dem Taxi steigt, hat den riskantesten Teil der Reise bereits hinter sich; so kann man das auch sehen. Die Angst vor einem Haiangriff ist größer als die vor dem Wespenstich, kommen doch im Durchschnitt nur sechs Menschen pro Jahr bei einem Haiangriff ums Leben. Es sterben aber pro Jahr fast 14.000 Menschen an den Folgen eines Wespen- und Bienenstichs. Wird ein Risiko als kontrollierbar empfunden, wiegt es leichter als ein unkontrollierbares Risiko. Das hört sich dann vielleicht so an: „Wenn mal im Flugzeug-Cockpit etwas schief geht, bin ich hilflos, im Auto kann ich selbst als Beifahrer ins Lenkrad greifen.“ Und wer ein Risiko freiwillig auf sich nimmt, schätzt es geringer ein als ein aufgezwungenes.

Das Risiko für einen schweren Sars-Covid-2-Verlauf steigt mit dem Alter. So muss man sich aber fragen, ob eine 93jährige Frau diese Risikoabwägung nicht selber machen will oder wir als Gesellschaft diese Risikoabwägung übernehmen sollen. Eine 93jährige Frau, die den zweiten Weltkrieg miterlebt hat, musste in ihrem Leben weiß Gott viele Risiken abwägen. So mag sie vielleicht selber entscheiden, ob sie in ihren letzten Lebenstagen das Risiko eingehen will, ihre Enkelkinder zu sehen. Jede Entscheidung bringt auch immer ein Wagnis mit sich, aber dieses Wagnis und diese Entscheidung führt bei jedem Menschen zu einem unterschiedlichen Ergebnis in der Risikoabwägung. Die einen wollen das Risiko nicht eingehen, die anderen schon.

Die Reaktion der Bundesregierung auf die Pandemie war in meinen Augen gut und folgerichtig. Es gab eine Gefahr, die gebändigt werden musste. Aus einer Gefahr ist nun aber ein Risiko geworden, das sich einordnen lässt, ein beständiges Risiko, das leider Teil unseres Lebens geworden ist, denn

das Virus wird bleiben. Wir werden es nicht ausrotten können. Die Frage, die sich stellt, ist daher, wie wir das Risiko eigentlich begreifen. Ohne die Bereitschaft, kalkulierbare Risiken einzugehen, gibt es keine Hoffnung auf eine Rückkehr in eine Covid-19-freie Zeit. Der größte Fehler, den wir als Gesellschaft jetzt machen können, ist der, kein Risiko einzugehen und uns von der Angst leiten zu lassen, die unseren Mut zum Handeln untergräbt. Denn wir können das Virus nicht austreiben. Wir können es nicht loswerden. Ein Virus macht auch nicht vor den Landes- oder Kontinentengrenzen halt, wie wir es manchmal hoffen. Daher ist eins klar: Neben der Angst, den Daten und den Warnungen brauchen wir vor allem eins: Lösungen, und pragmatische Lösungsansätze, wie wir ein Leben mit Corona ermöglichen können. Wir müssen denen wieder Wege und Hoffnung und Ausblicke geben, die am stärksten durch die Krise gebeutelt sind: den Künstlern, den Veranstaltern, den Kinobetreibern, den Barbesitzern, den Clubbesitzern, den Orchestern und Theatern und Reise- und Flugbranche und und und ...

Wir müssen lernen, mit Risiken intelligent umzugehen und bekannte Risiken von den Ungewissheiten zu trennen, die wir nicht beeinflussen können. Dabei ist es in Ordnung, Fehler zu machen. Dabei ist es auch in Ordnung, dass eine Bundesregierung Fehler macht oder eine Landesregierung Fehler macht. Wir müssen erlauben, dass Fehler in Ordnung sind. Nur aus Fehlern lernt man und auch so funktioniert nur der Erkenntnisgewinn in der Wissenschaft. Wenn ein Veranstalter mit einem guten Hygienekonzept vorschlägt, ein Konzert auszuprobieren, so ist es zumindest einen Gedanken wert, zu überlegen, ob man dies nicht versuchen sollte, vielleicht auch wissenschaftlich begleitet. Seien es Fußballspiele, Konzerte oder Feiern.

Das Virus ist nicht politisch, aber aus irgendeinem Grund politisch geworden, und das macht es nicht einfacher. Kürzlich unterhielt ich mich mit einem Neunjährigen, und er fragte mich, warum Markus Söder ein anderes Virus in Bayern hätte als der Oberbürgermeister in Düsseldorf. Neunjährige scheinen heute politisch weitaus gebildeter und interessierter zu sein als ich es in diesem Alter war. Die Botschaft ist aber klar: Die Politisierung des Virus, wonach es offensichtlich Landesgrenzen erkennt, kommt in der Tat nicht von Virologen, zumindest von keinem, den ich kenne. Warnungen und eine vermeintlich oder wirklich starke Hand scheinen zur Zeit der Gesellschaft zu gefallen. Dabei geht es nicht darum, welches Bundesland Klassenbester ist, sondern hier muss ausnahmsweise mal die gesamte Klasse bestehen. Es geht nicht darum, das Alltagsleben zu pausieren, sondern darum, das Leben trotz der Pandemie zu ermöglichen. Es geht nicht darum, für Entbehrungen zu werben und zu bitten, den Versuchungen zu widerstehen, sondern pragmatische Lösungsansätze zu generieren. Dass es in Schweden ein anderes Lösungsmodell gibt, allerdings maßgeblich von einem Epidemiologen mit beeinflusst, ist genauso eine Tatsache wie die fallenden Infektionszahlen dort mit dem Nebeneffekt, dass es auch für Schweden seit Juli keine Reisewarnungen mehr gibt. Damit will ich dieses Modell nicht als Vorbild wissen, aber dennoch feststellen, dass wir bisher den einen und einzig richtigen Weg nicht kennen. Kein Politiker, kein Virologe, kein Epidemiologe hat diesen Blueprint. Und somit müssen wir alle genau hinsehen, warum etwas entschieden wird und warum nicht.

Ich habe über pragmatische Lösungsansätze geredet; ich könnte den Abend damit füllen. Aber, um ein paar Beispiele zu nennen, wie können pragmatische Lösungsansätze aussehen? Zum Beispiel: Wie erreichen wir eine Normalität in unserem neuen Leben? Wenn man sich die lokalen Ausbrüche anschaut, dann herrscht erstmal zum Teil medial aufgeheizte Panik. Auch die Gesundheitsämter sind zum Teil überfordert. Das müssen wir vermeiden, und wir brauchen eine nationale Experteneingreifgruppe, die sich weder im Wahlkampf befindet noch andere Partikularinteressen verfolgt außer der schnellstmöglichen Lösung für die jeweilige Region. Das ist wie eine Feuerwehr, die gerufen wird, um sich um die Pandemie zu kümmern. Dies gilt im Übrigen nicht nur national, sondern auch international. Eine globale Pandemie wird sich nicht national besiegen lassen. Eigene Wege zu gehen, oder sich gar im Wettstreit zu befinden mit anderen Experten, wird uns allen zum Nachteil gereichen und das Gegenteil dessen bewirken, was wir uns eigentlich wünschen: die

Eindämmung der Pandemie.

Zweitens brauchen wir einen vorurteilsfreien Dialog unter uns Wissenschaftlern, der auch schonmal einen Disput ob der jeweiligen Erkenntnisse oder Analysen beinhaltet, und dazu führt, dass wir den Umgang mit Covid 19 schneller und besser lernen und die Suche nach wirksamen Medikamenten und Impfstoffen beschleunigen können, zumal es in diesen Tagen kaum an finanziellen Mitteln hierfür fehlt. So bin ich auch sehr dankbar im Übrigen, dass wir (für) die Fortsetzung der Studien in Heinsberg die notwendigen Mittel vom Gesundheitsamt des Landes NRW bewilligt bekommen haben, im Übrigen mehr als zehnmal so viel wie beim letzten Mal.

Und drittens braucht es die Befähigung, ja die Erlaubnis zur Selbstkritik. Den einen Fehler machen wir nicht nochmal: das Virus zu unterschätzen. Die Erkenntnis, wie nahe China ist, dass wir in einem globalen Dorf leben, sicher: jeder weiß das. Aber dieses Wissen realtechnisch umzusetzen, dass wir nicht auf Dauer nur noch mit Reisebeschränkungen leben müssen, die den wirtschaftlichen und damit zwingend einhergehend den sozialen Zusammenhalt gefährden.

Meine Damen und Herren, dies ist im wahrsten Sinne ein Wendepunkt, und es geht darum, diesen Wendepunkt im Management der globalen Pandemie jetzt mit den gerade erläuterten Maßnahmen zu gestalten. Wir müssen erlauben, Fehler zu machen, wir müssen erlauben, dass Politiker und Wissenschaftler auch Selbstkritik äußern dürfen, denn neben dem Erkenntnisgewinn liegt bei mir vor allem auch in pragmatischen Lösungsansätzen, die gemeinsam erarbeitet werden, Hoffnung. Die Aufgabe der Gesellschaft und für jeden von uns ist es, den wissenschaftlichen Diskurs zu fördern und führen zu wollen. Aus Fehlern müssen wir lernen, aus Fehlern muss die Politik lernen. Aber gefährliche Zahlenspiele und apokalyptische Voraussagen helfen uns nicht weiter, sondern die Besinnung auf unsere gemeinsamen Werte, auf eine soziale und generationsverpflichtende und umsorgende Gesellschaft.

Ich hoffe, das ich Ihnen heute abend durch die virologische Linse und die Analyse der Pandemie aus meiner Sicht zumindest einen kleinen Kompass und einen kleinen Denkanstoß geben konnte, der Sie in der persönlichen Frage der Abwägung von Risiken und Angst und Hoffnung und Zuversicht unterstützt. Und auch wenn ich mich wiederhole: Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit, es war mir eine sehr besondere Ehre, heute hier im Dom sprechen zu dürfen. Vielen Dank.